

Der Missionsbote

79. Jahrgang

November 2011



„Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Johannes 3, 16

Was bist du dann?

In Lukas 16,22 steht: „Es begab sich aber, dass der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und ward begraben“.

Kürzlich las ich einen Satz, der mich nicht los lässt: „Wenn du bist, was du hast, und du verlierst, was du hast, was bist du dann?“ Unter uns Menschen ist die Ansicht verbreitet: Wenn ich glänzende Dinge habe, dann ist mein Leben glänzend. Wir meinen, Reichtum mache glücklich, angesehen und liebenswert. Eher macht uns das, was wir haben, unersättlich. Und oft isoliert es uns von anderen Menschen.

Alle, ob arm oder reich, holt der Tod einmal ein. Wenn uns das Totenhemd angezogen wird, ist es gleichgültig, wieviel wir vorher in unseren Taschen hatten. Was dann zählt ist, ob Gottes Liebe mich in meinem Leben erreichen konnte. Habe ich ihr mein Herz geöffnet? -

Lassen Sie mich Ihnen noch einmal die einleitende Frage zitieren: „Wenn du bist, was du hast, und du verlierst, was du hast, was bist du dann?“

Es ist zu spät!

Der Evangelist Moody erzählte folgendes: Einst wollte ich eine Versammlung gerade schließen, als noch ein junger Mann aufstand und die Leute mit großem Ernst ermahnte, sich doch beizeiten ganz für Christus zu entscheiden.

Er sagte, er habe kürzlich eine erschütternde Szene erlebt. Einer seiner Kollegen hatte einen Vater, der ihn stets ermahnte, sich Jesus zuzuwenden. Er sagte aber dauernd: „Erst wenn ich älter bin, das hat jetzt noch Zeit.“ Da hatte er einen Unfall und kam ins Krankenhaus. Sein Zustand verschlimmerte sich ständig. Eines Tages erhielt er einen Brief von seiner Schwester. Man las ihm den Brief vor, weil er nicht mehr selbst lesen konnte. Es war ein ernster Brief! Aber der Kranke war bereits so schwach, dass er ihn nicht mehr recht zu verstehen schien, bis man zum letzten Satz kam, der lautete: „Mein lieber Bruder, willst du nicht den Heiland annehmen, wenn du diesen Brief erhältst?“

Der Sterbende richtete sich mühsam auf und fragte: „Was sagen Sie?“ und dann, auf das Kissen zurückfallend, seufzte er: „Es ist zu spät, zu spät!“ Lassen Sie es nicht bis zu diesem Punkt des „zu spät’s“ kommen, denn dann ist jegliche Umkehr ausgeschlossen.

Was geschieht wenn...

Eine vornehme Dame reiste mit der Eisenbahn, die auf einer ziemlich steilen Strecke abwärts fuhr. Da wurde ihr bange, und sie fragte den eben eintretenden Schaffner: „Was geschieht, wenn der Zug immer schneller wird?“

„Die Bremse wird angelegt.“

„Und wenn sie bricht?“

„Die Doppelbremse.“

„Und wohin kommen wir, wenn auch diese versagt?“

„Madame, entweder in den Himmel oder in die Hölle, je nachdem wir gelebt haben.“

Der Schaffner hatte vollkommen Recht, es geht um Himmel und Hölle. Jesus hatte dazu folgendes zu sagen: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt; und ihrer sind viele, die darauf wandeln. Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenige sind ihrer, die ihn finden.“ Zwei Wege, zwei Bestimmungsorte! Und auf welchem Weg befinden Sie sich?

Mit leeren Händen auf gleicher Stufe

Von Alexander dem Großen wird erzählt, dass er auf seinem Sterbebett bestimmt habe, man solle seine Hände nicht mit in die Wachsleinwand wickeln, damit alle sehen können, dass sie leer seien. Er, der als Erbe eines Königreichs geboren war und sich ein zweites erobert hatte und nun der Besitzer zweier Welten - des Ostens und des Westens - war, konnte jetzt, wo er tot war, nicht den kleinsten Teil dieser Schätze für sich behalten. In diesem Stück stand er mit dem ärmsten Bettler auf gleicher Stufe.

„Lehre uns bedenken,
dass wir sterben müssen,
auf dass wir klug werden.“
Psalm 90, 12

Mit leeren Händen sterben - das ist unser aller Schicksal. Also klammern wir uns nicht zu sehr an den Geldbeutel, denn der Tag kommt, wo wir ihn loslassen müssen. Es gibt Wichtigeres als Geld und Gut, nämlich unsere Seele. Und wie mancher denkt mehr an sein Bankkonto als seine Seele! Ein verhängnisvoller Fehler. Trefflich steht in Psalm 90 „Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden“.

Die Liebe siegt

Harte, schneidende Winterkälte ist es. Im Schutzbunker liegen die Soldaten eng beieinander. Ein kleiner Ofen brennt, und abwechselnd sitzen sie in dessen Nähe. Einer nur, der jüngste, hält sich immer abseits, und nun zieht er wieder — wie so oft — ein kleines Buch hervor und liest. Das ärgert die andern. Immer gerade dann, wenn es lustig wird und derbe Witze und Flüche hin- und herfliegen, dann greift der Mensch nach seinem Buch. Bücher gehören sonst allen gemeinsam und wandern reihum, das ist Kameradenbrauch, aber mit diesem Buch weiß keiner etwas anzufangen als nur der Kleine allein. Die andern missgönnen ihm das. Auch sie möchten den Dreck ringsum vergessen, wie es dem Jungen so oft gelingt, und weil sie ihm nicht folgen können, flüchten sie in Zoten. Aber sie erhalten stets einen Dämpfer durch den Außenseiter. „Mensch, du willst wohl Pastor werden? Bei dir brummt’s wohl!“ Sie überbieten sich alle in Hänseleien. Heinz ist das gewohnt, aber er hat sich jedesmal innerlich dagegen gestemmt und in einem kurzen Gebet Kraft geholt.

Aber heute hören sie nicht auf, sie steigern sich gegenseitig in immer größere Erregung hinein. Da geschieht etwas, worauf Heinz nicht vorbereitet ist. Das Buch wird ihm entrissen, und — Heinz kann es nicht fassen — ehe er vorbeugen kann, liegt seine sorgsam gehütete Heilige Schrift, das Andenken an seine Mutter, im Ofen und brennt. Heinz meint, es müsste etwas geschehen, der Himmel müsste eingreifen. Aber das Büchlein brennt wie jedes andere Papier auch. Eine unbändige Wut steigt in Heinz auf, er möchte sich auf den Übeltäter stürzen, aber es wird nichts nützen, er ist allein, und sie alle sind miteinander auf Gedeih und Verderb verbunden. Er muss schweigen. Plötzlich sieht er vor seinem geistigen Auge das Antlitz des Dulderheilandes, der auch seinen Feinden verzieh. Er muss sich jetzt an sein Gedächtnis halten, an die Verse, die er gelernt hat.

Heinz sitzt wie auf einer einsamen Insel. Das Gemurmel der Kameraden kommt nicht an ihn heran, auch die Sticheleien versickern. Manchem bemächtigt sich das uneingestandene Gefühl, der

„Der Missionsbote“,
ein christliches Blatt, das monatlich im
Interesse der Deutsch-Kanadischen Mission
herausgegeben wird.

Zeugnisse, Berichte und kurze Artikel
bitte an den Editor senden:

Harry Semenjuk
10024-84 Ave.

Edmonton, AB T6E 2G5 Canada

Tel.: (780) 439-3514; Fax: (780) 433-1396

Email: hsemenjuk@tcog.cc

www.gemeindegottes.org

„Der Missionsbote“ is published monthly by
The Canadian Mission Board of the German
Church of God.

Printed by Christian Unity Press,
York, Nebraska 68467 U.S.A.

Photo Seite/Page 6: Hajothu, Becklingen War
Cemetery Grabsteine, <http://creativecommons.org/licenses/by/3.0/deed.en>

Photo Seite/Page 8: ©PhotoXpress.com

Wüterich sei in seinem Ärger zu weit gegangen. Man streckt sich zum Schlafen.

An einem der nächsten Abende geht es in die vorderste Linie zum Sturm. Sie stehen alle im Graben bereit, aber der Feind muss sie beobachtet haben, er setzt seinerseits zum Angriff an. Die Hölle bricht los, Leuchtkugeln steigen, Maschinengewehre knattern und speien tödliche Garben.

Heinz springt in ein tiefes Granatloch. Er fällt über einen Kameraden, der schmerzvoll aufstöhnt.

„He, Kamerad!“ sagt Heinz, erhält aber keine Antwort. Er hört nur Wimmern und Stöhnen. Da lässt er vorsichtig die Taschenlampe aufblitzen, hält die Finger davor und leuchtet mit fast völlig abgeschirmter Birne in das Gesicht des Verwundeten. Er erkennt den Kameraden, der seine kleine Heilige Schrift verbrannte. Über Heinz kommt eine tiefe Ruhe. Ist hier ein Gottesurteil gesprochen? Aber sogleich überfällt es ihn siedendheiß; wieder sieht er den vergebenden Sünderheiland vor seinem geistigen Auge. Was soll er machen? Hier liegt ein Sterbender. In der nächsten Stunde wird er in die Ewigkeit hinübergleiten, in Minuten, Sekunden vielleicht — ausgelöscht ein Leben, vorbei für immer, anheimgegeben der Verdammnis.

„Nein, das darf nicht sein!“ schreit es in Heinz. „Ich muss etwas sagen, aber was?“ Da fällt ihm der 23. Psalm ein, den er auswendig wiederholt hatte, als ihm die Heilige Schrift entrissen worden war. Er sagt leise, stockend, zaghaft, dann lauter und eindringlicher: „Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück.“

Heinz kann den Kameraden nicht sehen, er hört nur den rasselnden Atem. Doch jetzt — quälen sich Worte von seinen Lippen: „Für dich ist es wohl so, doch —ich?“ Fast sieht es aus, als ob sein Leben in dieser Hoffnungslosigkeit verrinnen würde.

Heinz ist erschüttert von der Qual dieses Augenblicks, als gälte sie ihm selbst. Heiße Flehrufe schickt er hinauf gen Himmel. „Herr, hilf!“ schreit es in ihm, und er spricht zu dem Sterbenden, ohne recht zu wissen, was er sagt. Das Bild, das ihm neulich im Geiste erschien und ihn tröstete, wird zu Worten, zur packenden Gewalt. Heinz durfte die Kraft an sich selbst erleben, jetzt gibt er sie weiter.

„Ja, Hoffnung in letzter Stunde, trotz allem. Denk an den Schächer am Kreuz! Für dich ist dies geschrieben! Werf dich hinein in die Arme des Heilandes, lass dich fallen mit all deiner Schuld — in seine Hand, zweifle nicht, deutle nicht. Er kann auch all dein Irren auf sich nehmen — gleich jenem — in letzter, allerletzter Stunde!“

Heinz beschwört, bittet und fleht, als gälte es sein eigenes Leben. Auf einmal versinkt alle Angst, sein Trostwort könnte vergeblich sein. Gott kann wirken und helfen, er wird es tun, ihm ist es anheimgestellt. Hoffnung

bricht in seinem Herzen auf, und er glaubt. So verkündet er im Granatloch die Botschaft der Gnade Gottes.

Heinz hat des Sterbenden Hand gefasst unter dem Eindruck der Stunde, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, nur aus dem Gefühl heraus, ihm helfen ihm nahe sein zu müssen, ihm die Qual der Verlassenheit zu nehmen. Bleiern schwer und kalt wird schon die Hand, das Rasseln des Atems hat aufgehört. Heinz beugt sich tief über den Sterbenden und legt sein Ohr ganz nahe an dessen Mund. Noch ist der Odem nicht geflohen. Noch ist ein „Endgültig“ nicht gesprochen. Da fühlt Heinz, wie die schon leblos scheinende Hand noch einmal zufasst, sie hält noch einmal mit letzter Kraft fest, das Lebenslicht flackert noch einmal auf, und in voller Klarheit durchbricht das Bekenntnis die Stille:

„Sage meinen Kameraden, dass in der letzten Stunde meines Lebens Christus zu mir gekommen ist und mir seinen Frieden geschenkt hat.“

Frieden! Frieden! Trotz des Sterbens! Frieden ist auch in Heinzens Brust, trotz der verlorenen Heiligen Schrift. Wie gerne gäbe er sie noch einmal freiwillig hin, würde er vor die Wahl gestellt.

Im Morgengrauen wickeln sie den Toten in eine Zeltbahn und tragen ihn zu den Kameraden zurück. Einer tritt hinzu und fährt betroffen zurück, als er das Gesicht sieht. „Nein, das ist er nicht! Ihr habt einen anderen gebracht!“ Alle treten hinzu und reden aufgereggt durcheinander. Als Heinz die letzte Botschaft des Gefallenen ausrichtet, werden sie still. Ein Hauch der Ewigkeit weht herüber und rührt sie an. Die Gesichtszüge des Toten strahlen den himmlischen Frieden wider, den der Sterbende in letzter Stunde gefunden hatte, und geben ein beredtes Zeugnis von der umwandelnden Kraft der göttlichen Gnade. Alles Rohe und Gemeine und alle Wildheit sind aus diesem Antlitz verschwunden. Es ist schön und verklärt wie noch nie.

E. Rusten



„Ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und dein Stab trösten mich.“ Ps. 23, 4

Weg ohne Wiederkehr

Vor Jahren stürzte in der Nähe des Flugplatzes Frankfurt ein Flugzeug ab und riss, mit wenigen Ausnahmen, alle Passagiere in den Tod.

In dem grauensvollen Gewirr des zerschellten und verbrannten Flugzeuges fand man ein verkohltes Buch mit dem Titel: „Way of no return“, auf Deutsch: „Weg ohne Wiederkehr“. Da sitzt also einer der Passagiere in dem bequemen Sessel des Flugzeugs, er jagt völlig sicher dem kommenden Landeplatz entgegen, liest in diesem Buch und ahnt nicht, dass dieser Weg ohne Wiederkehr schon vor der Tür steht. Das ist es ja gerade, was den Gedanken des Todes unerhört bitter macht. Darum sprechen wir auch nicht gern davon und spüren es doch in jedem Augenblick, dass die Schatten des Todes über unserem ganzen Leben liegen. Da freuen wir uns an der Gemeinschaft mit lieben Menschen - schon werden wir wieder auseinandergerissen; da ziehen wir kühnen Plänen entgegen - und sie zerrinnen uns unter der Hand; da sind wir ein Weilchen glücklich über etwas Besitz - und schon zerbröckelt er in unseren Händen. Unaufhaltsam: Weg ohne Wiederkehr! Wenn dem so ist, sollte man sich da nicht einmal ernstlich Gedanken über das machen, was dann kommt? Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Nachdenken.

Ein unheimliches Lied?

Ein junger Arzt, der sich in einer Landgemeinde niedergelassen hatte, wurde von den Kranken zunächst wenig in Anspruch genommen. Bald fiel es ihm auf, dass kein Patient zum zweiten Mal wiederkam. Das bekümmerte ihn. Als der seltene Fall eintrat, dass ein jüngerer Mann wiederkam, fragte er ihn: „Können Sie mir wohl sagen, woran es liegt, dass mich meine Patienten nur einmal aufsuchen?“ „O ja, Herr Doktor! Sie kommen nicht wieder, weil Sie bei der Untersuchung leise zu singen pflegen: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir.““ Da ging dem Arzt ein Licht auf. Er legte diese Gewohnheit ab und hatte bald Patienten genug.

So sind wir Menschen! Daran, dass wir Gott näher kommen sollen, wollen wir nicht erinnert werden, am allerwenigsten von einem Arzt während einer Untersuchung. Da gruselts uns ein wenig. Am Ende führt die Krankheit zum Tode? Am Ende liegt in dem leisen Gesang des Arztes so etwas wie eine Prophetie? Am Ende stehen wir bald vor Gott? Und wir kommen doch jeden Tag der Ewigkeit und damit dem richtenden Gott näher! Und unser ganzes Leben sollte doch unter der Überschrift stehen, „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!“ Wohl uns, wenn wir uns daran gern erinnern lassen! Wohl uns, wenn wir dazu singen: „Ein Tag, der sagt dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur lichten Ewigkeit.“ Der lebendige Christ sucht die Nähe Gottes, er freut sich auf den Tag, da er zum „Schauen“ kommt und ganz dicht beim Herrn sein kann. Er trägt eine lebendige Hoffnung im Herzen und singt das Lied: „Näher, mein Gott, zu dir“ von Herzen gerne mit, auch während der Untersuchung beim Arzt.

Ernst Krupka

Ausblick auf die Heimat

Auf dem Heimweg von der Schule musste ein kleines Mädchen durch einen dunklen Wald. Doch an jedem Tag spielte sich dabei dasselbe ab: Wenn die Kleine den Weg durch den dunklen Wald schon halb zurückgelegt hatte, wich sie vom Weg ab und bahnte sich einen Weg durch das Gestrüpp zur nahegelegenen Wiese auf der anderen Seite. Dort blieb sie eine Weile stehen und blickte zu einer Häusergruppe hinüber, die sie von dort aus in der ferne sehen konnte. Dann beeilte sie sich, durch das Unterholz zurück auf den Weg zu kommen, und setzte ihren Weg weiter fort.

Was war der Grund dieser kleinen Abzweigung? Das Mädchen war sehr ängstlich, wenn es den dunklen und eiskalt wirkenden Wald durchqueren musste. Eines Tages entdeckte sie die Wiese und stellte freudig fest, dass sie von dort ihr Zuhause erkennen konnte. Nach dieser Entdeckung wich sie an jedem Tag vom Weg ab und suchte diesen Platz auf. Wenn sie ihr Zuhause in der Ferne sah, überwand sie die Angst und das Gefühl des Verlassenseins, das die dunklen und drohenden Schatten auf den Wanderwegen ihr einflößten. Mit neuem Mut ging sie dann jedesmal weiter.

Auch in unserem Leben gibt es Stunden, in denen dunkle Schatten der Sorgen und Versuchungen auf unseren Weg fallen und es unmöglich erscheint, das Gestrüpp der Furcht zu überwinden. Gott wird uns immer zur rechten Zeit unter einen geöffneten Himmel führen, wo wir im Glauben schauen dürfen, was Gott für seine Kinder bereithält. In solchen Stunden werden wir neue Kraft finden, den Weg zum ewigen Ziel fortzusetzen.